Regensburger Dialektforum

herausgegeben von

Rupert Hochholzer,
Hermann Scheuringer und
Ludwig Zehetner

Band 20

Elisabeth Frieben / Ulrich Kanz /

Barbara Neuber / Ludwig Zehetner (Hrsg.)

Dialekt und Religion

Beiträge zum 5. dialektologischen Symposium

im Bayerischen Wald,

Walderbach, Juni 2012

2014

edition vulpes

G 2014 ChL.

Claudia Bucheli Berger, Christoph Landolt

Dialekt und Konfession in der Deutschschweiz

1. Einleitung

In diesem Beitrag werden wir der Frage nachgehen, ob die Konfession einen Einfluss auf die alemannischen Dialekte in der Deutschschweiz ausübte. Die konfessionelle Trennung bewirkte auch in der Deutschschweiz die Aufteilung in katholische und reformierte Gebiete *(cuius regio, eius religio)*. Wir stellen uns im Folgenden die Aufgabe, Konfessionalismen[1] im Dialekt zu suchen. Zuerst wird die komplexe, aber für unsere Fragestellung äußerst interessante konfessionelle und administrative Raumgliederung der Deutschschweiz kurz umrissen (vgl. 2.), danach wird die Arbeit von Walter Haas (2012) über den Einfluss der Konfession auf die ältere Schweizer Schriftsprache Erwähnung finden (3.). Im Hauptteil (4.) werden wir einerseits lexikalische Beispiele besprechen, die sich in ihrer Ausprägung und Raumverteilung klar als konfessionell definiert ausweisen, anderseits ein Beispiel aus dem Bereich der Grammatik diskutieren, bei dem der konfessionelle Einfluss abgewogen werden muss. Unsere Arbeit folgt der Tradition der Dialektologie (vgl. Gluth et al. 1982), ihre Ergebnisse nicht nur im Kartenbild darzustellen, weil die Daten so schöner aussehen, sondern durch die fachkundige Interpretation des Kartenbildes eine diachrone Hypothese aufzustellen. Nachfolgend geschieht dies insbesondere in Bezug auf den extralinguistischen Faktor der Konfession.

Als Hauptquellen für diesen Beitrag werden das *Schweizerische Idiotikon* (Id.), der *Sprachatlas der Deutschen Schweiz* (SDS) und der *Atlas der schweizerischen Volkskunde* (ASV) verwendet, daneben wird auch die einschlägige Literatur zu den besprochenen Phänomenen angeführt. Für die Darstellungen zur Morphosyntax stützen wir uns auf Daten, die von 2000 bis 2007 im Rahmen des Projekts ‚Dialektsyntax des Schweizerdeutschen' erhoben worden sind.

[1] Haas (2012) erwähnt, dass er den Terminus erstmals von Jürgen Macha gehört hat.

2. Konfessionell-administrative Einheiten und die Frage nach Konfessionalismen in der Deutschschweiz

Die Deutschschweiz mit ihrer Aufteilung in römisch-katholische und evangelisch-reformierte Gebiete bietet uns ein interessantes empirisches Feld, um möglichen Konfessionalismen nachzugehen. Es lohnt sich sowohl der Blick auf die Großstrukturen als auch auf die Details, denn einerseits stehen sich in der Deutschschweiz größere Gebiete beider Konfessionen gegenüber (Makrostruktur), anderseits gibt es politische Einheiten wie den Kanton Aargau oder geographische Regionen wie die Ostschweiz, die konfessionell kleinräumig aufgesplittert sind (Mikrostruktur).

Zu diesen komplexen Unterteilungen führten die Reformation und die Gegenreformation. Mit den Kantonen Zürich und Bern (einschließlich früherer Untertanengebiete) bekannten sich für Schweizer Verhältnisse relativ große und mächtige Territorien zur Reformation. Sie versuchten in der Folgezeit, mit den kleineren, teilweise versprengten reformierten Gebieten der Eidgenossenschaft Allianzen zu bilden, um innerhalb der Eidgenossenschaft mehr Macht zu erhalten. Gleichzeitig standen die Reformierten mit den Zentren der Lutheraner außerhalb der Eidgenossenschaft in Kontakt. Heirat und soziale Kontakte richteten sich nach der Reformation an den reformierten Gebieten der Schweiz oder des nahen Süddeutschlands aus. In den katholisch gebliebenen Gebieten entstanden im Zuge der Gegenreformation zwei Machtzentren, Freiburg und Luzern, die ausgebaut wurden und in europaweitem Kontakt mit den römisch-katholischen geistigen Strömungen der damaligen Zeit standen.

Da die Konfession auch als politisches Machtinstrument diente, kam es seit der Reformation mehrmals zu kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den jeweiligen konfessionellen Allianzen. Das innereidgenössische Gleichgewicht wurde letztmals – wenngleich mittlerweile mehr unter dem Gegensatz liberal versus konservativ als unter konfessionellen Prämissen – 1847 mit Waffen gesucht und mündete danach in die Umwandlung des Staatenbundes in einen Bundesstaat. Die Kantonsgrenzen sind bis heute weitestgehend unverändert geblieben, was für unsere Fragestellung interessante Konstellationen ergibt. Makrostrukturell ist die Deutschschweiz seit der Reformation und über 1848 hinweg bis heute aufgeteilt in die relativ großen reformierten Kantone Bern und Zürich, die je von römisch-katholischen Gebieten umgeben sind. Im Westen und im Zentrum der Deutschschweiz liegt ein Jahrhunderte alter Zusammenfall von administrativer und konfessioneller Grenze vor, welcher bis heute einigermaßen Bestand hat. Dies führte zum Aufbau starker mentaler Grenzen und starker Abwehrreflexe entlang der

jeweiligen Kantonsgrenzen. Anderseits entstehen im frühen 19. Jahrhundert auch Kantone, d. h. administrative Einheiten, in denen ursprünglich konfessionell unterschiedliche Gebiete zusammengefasst werden. Von besonderem Interesse ist dabei der Kanton Aargau, in welchem 1803 zuvor unter verschiedenen Herrschaften stehende und folglich konfessionell unterschiedlich geprägte Gebiete (reformierter Südwesten sowie katholischer Nordwesten und Osten) zusammengeschlossen wurden. Behält diese nun seit dem 19. Jahrhundert innerkantonale Konfessionsgrenze ihre sprachrelevante Funktion? Oder wirken sich nun die neuen Außengrenzen auf die Mundart aus?

3. Frühere Untersuchungen

Die Frage, ob es einen Zusammenhang zwischen extralinguistischen Faktoren (wie der Konfession) und der Dialektgliederung gibt, hat schon einige Generationen von Forschern beschäftigt, wenn auch der Faktor ‚Konfessionsgrenze' oftmals zusammen mit den anderen extralinguistischen Faktoren wie Administrations- und Kulturgrenzen betrachtet worden ist (vgl. Gluth et al. 1982). In diesem Aufsatz werden wir uns jedoch ganz auf den Faktor Konfession konzentrieren. Inspiration war uns der Artikel ‚Das Deutsche und die Konfessionen in der Eidgenossenschaft um 1700', in welchem Walter Haas (2012) in Bezug auf die frühneuhochdeutsche Schriftsprache der Deutschschweiz untersucht, ob es um 1700 „einen Einfluss der Konfession auch auf die Sprache der Kontrahenten" (45) gegeben hatte. Er geht der Frage nach, ob katholische Frühneuhochdeutsch Schreibende sprachlich konservativer als die protestantischen Autoren waren, ob reformierte Schreiber eigene Varianten entwickelt haben und wer schriftsprachliche Usanzen (die außerhalb der Eidgenossenschaft entstanden waren) überhaupt oder zu welchem Zeitpunkt übernahm.

4. Gibt es einen Einfluss der Konfession auf die Mundart?

Wir werden in diesem Teil untersuchen, ob die konfessionelle Definition der Territorien sich im Dialekt von deren Bewohnern niederschlägt. Gibt es Neuerungen bei den Protestanten, die die Katholiken nicht mitmachen? Gibt es allgemeine Wandeltendenzen (z. B. von Ost nach West oder von Nord nach Süd vordringend), die an einer konfessionellen Grenze gestoppt oder gestaut wurden, während sie sich ansonsten entfalten konnten? Gibt es Tendenzen zur Auswahl einer bestimmten Variante aus vorheriger Variation oder aus verschiedenen Möglichkeiten der Entlehnung, der Bildung von neuen Bezeichnungen, Konstruktionen usw., die

in konfessionell unterschiedlichen Gebieten je unterschiedlich verlief? Nachfolgend werden Beispiele diskutiert, die jeweils diskrete Einheiten betreffen (z. B. ein Wort X vs. ein Wort Y). Frequenzunterschiede eines Wortes oder einer Konstruktion können hier nicht behandelt werden, weil dazu die nötigen Korpora fehlen.

4.1 Lexikon

Wortschatz ist im Allgemeinen dann konfessionell markiert, wenn es um den typischen Fach- und Sachwortschatz einer Konfession geht. Ein klassisches Beispiel ist die beim Rosenkranzgebet verwendete Gebetsschnur. Die SDS-Karte V 48 ist zugleich eine Konfessionskarte, denn den Rosenkranz gibt es nur in den katholischen Landesteilen, womit es auch nur dort basisdialektale Begriffe für die Gebetsschnur gibt.

Kommt ein Sachspezifikum in einer an und für sich überkonfessionell relevanten Wendung vor, kann diese dann freilich konfessionsrelevant werden. So heißt es zwar im größten Teil der Deutschschweiz konfessionell übergreifend *z Chĭle (Chilche) gā (gō)* oder *i d Chĭle (Chilche, Chirche) gā (gō),* wenn man in die Kirche geht (SDS V 38). Wird die Wendung jedoch wie in Bern, Wallis und Südwestgraubünden statt mit dem neutralen „Kirche" mit dem konfessionell relevanten Kernbereich des Gottesdienstes gebildet, d. h. mit der reformierten Predigt bzw. der katholischen Messe, so lässt sich eine wenn auch nur regional verbreitete, aber deshalb nicht minder deutliche Verbindung zwischen Sprache und Konfession konstatieren. Im reformierten Kanton Bern sowie bei den reformierten Walsern West- und Südwestgraubündens (Valendas, Safien, Rheinwald, Avers, Mutten) heißt es *z Bredig gā/gō* 'zur Predigt gehen', im katholischen Wallis, vereinzelt im katholischen Uri sowie bei den katholischen Walsern Westgraubündens (Obersaxen, Vals) *z* (oder *zer, in d*) *Mäss gā* 'zur/in die Messe gehen'. Es lässt sich dabei konstatieren, dass das geschlossen im ganzen Bernbiet und nur punktuell darüber hinaus gültige *z Bredig gā* eine eigentliche „kantonalmundartliche" Formulierung ist und damit offensichtlich über die Vermittlung von Staat, Schule und Kirche verbreitet bzw. erhalten worden ist.

Wir wenden uns nun drei Fällen aus dem Wortschatzbereich zu, die in großen Teilen der Deutschschweiz konfessionell gebunden sind oder gebunden sein können. Dabei gehen wir von Bezeichnungen, die in der Sache noch einen geringfügigen (kulturell hergestellten) Bezug zur Religion/Konfession haben, zu anderen Phänomenen über, die in der Sache/Konzeption geringen bis gar keinen Bezug zur Religion haben – außer eben der konfessionell bedingten arealen Distribution.

4.1.1 Der Gabenbringer

In diesem Abschnitt geht es um die Bezeichnung für den Gabenbringer, der in der dunkelsten Jahreszeit die Geschenke bringt. SDS V 58, wo der Gabenbringer kartographiert wird, nennt für den reformierten Kanton Bern, den reformierten Bucheggberg SO, den reformierten, bis 1798 bernischen Südwestaargau, das reformierte obere Baselbiet und Basel-Stadt, dann allerdings auch für das katholische untere Baselbiet, das zwar katholische, aber bis Ende 1993 bernische und heute basellandschaftliche Laufental sowie zumindest alternativ für manche katholische Teile Solothurns das „Weihnachtskind", dialektal *Wienachts-Chindli* oder *Wienech-Chindli*. Für praktisch die ganze übrige Deutschschweiz dagegen führt er das „Christkind", dialektal *Chrisch(t)chindli,* auf. Ein Fall klassischen, wenn auch auf den Westen begrenzten und in der Großregion Basel etwas unscharf konturierten konfessionellen Wortschatzes.[2]

Die sprachliche Verbindung des bis vor zweihundert Jahren bernischen Teils des Aargaus mit dem reformierten Oberbaselbiet, die wir weiter unten auch bei den Zeitgrüßen feststellen werden und der wir in etwas reduzierter Form auch beim Marienkäfer wieder begegnen werden, scheint auf eine lang anhaltende, moderne Grenzen ignorierende Tradition kulturellen Wortschatzes hinzuweisen. Allein: Dass Weihnachten als Bescherungstermin vergleichsweise jung ist und ältere Tage wie Nikolaus- und Neujahrstag abgelöst hat, ist bekannt.[3] Wie ein Blick in den ASV (II 151: Nikolaus [Name und Datum] sowie 154: Bescherende Gestalten) und erst recht ins Schweizerische Idiotikon (III 346: *Neu-Jār-Chindli* und *Christ-Chindli;* III 687: *Chlaus*) zeigt, sind nicht nur der weihnachtliche Tannenbaum, sondern auch der kindliche bzw. engelhafte Gabenbringer in der Schweiz eine Erscheinung, deren Heimischwerden hierzulande im Wesentlichen auf das 19. Jahrhundert zurückgeht. Der ASV, dessen Daten zeitlich etwa denjenigen des SDS entsprechen, der aber den Fokus mehr auf die Sache als auf das Wort legt, nennt für den Gabenbringer im Kanton Bern noch vereinzelt das Neujahrskind und den *Mutti*[4], verzeichnet aber auch verbreitet im Bernbiet, in Teilen Zürichs, im Appenzellerland und im oberen Toggenburg SG den an Weihnachten oder Silvester/Neujahr erscheinenden Nikolaus. Im Idiotikon, dessen mundartliche Daten in Band III noch alle aus dem 19. Jahrhundert stammen und das auch weiter zurückreichende Quellen berücksichtigt, wird dieses Bild noch deutlicher: In der Anmer-

---

2 Ein konfessionell viel unschärferes Bild zeigt hingegen der weihnachtlich geschmückte Tannenbaum (SDS V 59), der als „Weihnachtsbaum" über diese genannten Regionen hinaus im ganzen Kanton Solothurn und Aargau sowie mit dem „Christbaum" konkurrierend auch in Freiburg und Luzern beheimatet ist.

3 So auch etwa ASV-Kommentar II 22 ff.

4 Diese vom ASV genannte Bedeutung von *Mutti* belegt das Schweizerische Idiotikon (IV 571) nicht.

kung zum Artikel *Neu-Jār-Chindli* – als dessen Verbreitungsgebiet die Kantone Basel und Bern sowie die Stadt Zürich angegeben ist – wurde 1892 festgehalten, dass „noch moderner [als das „reformierte" Neujahrkind, welches den „katholischen" Nikolaus hätte verdrängen sollen, dies aber im Kanton Zürich bis ins 19. Jahrhundert nur in beschränktem Umfang geschafft hat] und wohl erst mit der deutschen Einwanderung zu uns gekommen [...] die Verlegung der Feier auf die Weihnachtszeit und der Name Christ-Chindli" ist. Umgekehrt führt es im Artikel *Chlaus* ein breites Spektrum an Brauchtum auf, das teils an oder um den Nikolaustag, teils am Weihnachtstag und teils um das Neujahr stattgefunden hat. So war es in einer Beschreibung von 1799 Nikolaus, der den Zürchern den „Klausbaum" brachte, und am Zürichsee wie überhaupt in der Zürcher Landschaft brachte noch im 19. Jahrhundert Nikolaus am Neujahrstag den Kindern die Geschenke.

Die im SDS dargestellte Situation mit „reformiertem" Weihnachtskind und „überkonfessionellem" Christkind ist damit eine relativ junge. Vom im ASV und im Idiotikon beschriebenen Neujahrskind findet sich im SDS nicht die geringste Spur (weil nicht danach gefragt worden ist?), und Nikolaus als Gabenbringer bezeugt der SDS nur noch für wenige Rückzugsgebiete. Der Begriff des Weihnachtskindes mag zwar schon älter sein,[5] seine Allgemeingültigkeit in der reformierten westlichen Deutschschweiz dürfte angesichts der Idiotikon- und ASV-Daten allerdings erst im späteren 19. Jahrhundert eingetreten sein. Als der kindliche bzw. engelhafte Gabenbringer in der Schweiz verbreitet aufgekommen ist, haben ihn Kirche und Schule unter zwei verschiedenen Namen ins Brauchtum integriert: Die katholischen Innerschweizer und die reformierten Zürcher, Schaffhauser und Thurgauer behielten die süddeutsche Bezeichnung „Christkind" bei, die reformierten Berner, Aargauer und basellandschaftliche Pfarr- und Lehrerschaft hingegen gaben ihm in Abwehr alles Katholischen den konfessionell neutralen Namen „Weihnachtskind". Das Beispiel zeigt, dass konfessionelle Differenzierungen in der Sprache sich auch noch im 19. Jahrhundert haben bleibend manifestieren können.

[5] Bigler (1979, 114) führt für Basel und Bern je einen (allerdings kontextfreien) Beleg für „Weihnachtskind" aus dem 18. Jahrhundert auf.

4.1.2 Der Siebenpunkt (Marienkäfer)

Deutlich nach konfessionellen Kriterien richten sich die Dialektwörter für den Marienkäfer (SDS VI 227) aus, wobei sich die Konfessionalisierung allein an den jeweiligen Bestimmungswörtern manifestiert. Die Grundwörter können *Chäferli, Tierli, Güegeli* 'Käferlein',[6] *Chüeli* 'Kühlein', *Chälbeli* 'Kälblein', *Lōbeli* 'Kühlein', *Schäfi/Schäf(e)li* 'Schäflein', *Geisseli/Geissi* 'Geisslein', *Rossji* 'Rösslein', *Vögeli* und *Schüeli* 'Schühlein' sein und sind nicht konfessionell gebunden. Wir beginnen mit einer Übersicht der Bestimmungswörter.

- „reformierte" Bestimmungswörter:
  Heiland- Rüdlingen SH
  Hēre- Villigen AG, Appenzeller Vorderland
  Himel(s)- oberes Baselbiet BL (aber auch katholisches Laufental BL ex BE), Bucheggberg SO, Berner Seeland, Mittelland und Emmental, im Berner Oberland nur der Aare entlang, thurgauisch-zürcherisches Grenzgebiet und da und dort im Unter-, Mittel- und Oberthurgau, sodann Werdenberg SG
  Liebgott- Südwestaargau, da und dort in Graubünden (unteres Prättigau, Schanfigg/Churwalden, Hinterrhein)
  Jesus- Basel-Stadt, vereinzelt Basel-Landschaft
- „katholisches" Bestimmungswort:
  Muetergottes- unteres Baselbiet BL, nordwestlicher Aargau, Solothurn, Luzern, Zug, Schwyz, Unterwalden, Uri, Goms VS, unteres Vispertal VS, Untersee TG, Hinterthurgau, teilweise Fürstenland SG, Untertoggenburg SG, Appenzell Innerrhoden, teilweise St. Galler Oberland
- „ökumenische" Bestimmungswörter:
  Fraue-
  (reformiert:) teilweise Schaffhausen, teilweise Thurgau (Thurtal), teilweise Appenzeller Mittelland;
  (katholisch:) Fürstenland SG, Unterrheintal SG
  Herrgotts-, Herrgotte-
  (reformiert:) teilweise Berner Oberland, teilweise Schaffhausen, östliche Hälfte Zürichs, teilweise Thurgau (Thurtal);
  (katholisch:) Senslerland FR, March SZ, südliche Hälfte St. Gallens; (teils reformiert, teils katholisch:) Glarus, Churer Rheintal GR

[6] Das maskuline *Gueg, Guege,* Diminutiv *Güegi, Güeg(e)li* (Id. II 160) ist etymologisch nicht geklärt.

Lieberherrgotts-
(reformiert:) oberes Baselbiet BL;
(katholisch:) unteres Baselbiet BL, Fricktal AG
Mueter-
(reformiert:) Appenzeller Hinterland;
(überwiegend katholisch:) Altstätten SG

Worttypen ohne Bezug zu Gott, Jesus und Maria kommen in der Deutschschweiz regional oder lokal beschränkt vor und stehen nicht in einem linguistisch-religiösen Zusammenhang. Genannt seien etwa die Bestimmungswörter *Anke-* 'Butter-' (ZH), *Brunne-* (SH, TG, ZH), *Gold-* (VS), *Marti-* (BE) und *Meie-* (TG), sodann der mit dem Personennamen *Katharina* gebildete Typus (AG, LU, ZG, ZH).

Die sprachliche Situation ist damit recht eindeutig konfessionsbezogen: Der Siebenpunkt trägt in einem großen Teil der katholischen Schweiz die Mutter Gottes, in einem großen Teil der reformierten Schweiz aber Gottvater bzw. den Sohn Gottes oder aber den ebenfalls religiös konnotierten Himmel im Namen. Der Zeitpunkt der Entstehung dieser linguistischen Differenzierung in den jeweiligen Territorien muss mangels historischer Belege offenbleiben.

Abweichungen von diesem konfessionellen Muster gibt es vornehmlich in der östlichen Hälfte der Deutschschweiz. Das Bestimmungswort *Herrgotts-* zeigt einen überkonfessionellen geographischen Zusammenhang entlang der Handelsroute Zürich – Zürichsee – Walensee – Rhein/Hinterrhein – Splügen, die auch bei anderen Wörtern sowie Lautungen in teils geringerem (besonders zürcherisch-glarnerischen), teils fast identischem Umfang vorkommt, so beim Wort für den Butterrückstand (SDS V 185: *Trues[n]e*), für den belegten Flachkuchen (SDS V 187: *Wā̃[j]e*), für die Stabelle (SDS VII 179: *Sĭdele*), für den abendlichen Besuch eines Burschen bei einem Mädchen (SDS V 18: *z Liecht gaa*) und bei der Lenisierung von intervokalischem mittelhochdeutschem *-ll-, -mm-* und *-nn-* (etwa SDS II 186: *Tăne*). „Religiös neutral" sind sodann auch die nordostschweizerdeutschen Bestimmungswörter *Mueter-* 'Mutter' und *Fraue-*. Beide gehen zweifellos auf die Muttergottes zurück, aber allem Anschein nach haben sie dank ihrer Polysemantik (sie müssen sich nicht zwingend auf die Mutter Gottes beziehen) auch in reformierten Landschaften „überleben" können. Die relativ weite Streuung von *Fraue-* könnte darauf hindeuten, dass dieses vielleicht einst das allgemein gültige Wort in der Nordostschweiz war; die anderen heutigen Bestimmungswörter in diesem Raum kommen allesamt viel häufiger in anderen Regionen der Deutschschweiz vor (etwa *Himel-* oder *Herrgotts-*) oder aber sind überaus lokal beschränkt *(Brunne-, Hēre-, Meie-)*. Einen dritten überkonfessionellen Typus stellen die mit

Katharina gebildeten Käfernamen dar. Sie ziehen sich, in verschiedenen Variationen, in einem breiten Streifen der Reuss entlang und beidseits der aargauisch-zürcherischen Kantonsgrenze von der nördlichsten Innerschweiz bis ins schaffhausische Klettgau. Der Käfername nimmt auf die Heilige Katharina Bezug, der laut Schweizerischem Idiotikon (III 560) Einfluss auf die Witterung zugeschrieben wird.

In der westlichen Deutschschweiz entspricht der konfessionsübergreifende Charakter von *Herrgotts-* im freiburgischen Senslerland, im bernischen Schwarzenburg und im Berner Oberland einer (meist konservativen) Einheit, die in der schweizerdeutschen Dialektologie überaus häufig bezeugt ist. Warum sich Katholisch-Freiburg allerdings ausgerechnet bei einem Wort, das geradezu demonstrativ die konfessionelle Zugehörigkeit markieren kann, dieser lexikalischen Einheit mit den reformierten Nachbarn nicht entzieht, wirft freilich – ebenso wie in der Nordwestschweiz der mit zahlreichen anderen Typen in Konkurrenz stehende überkonfessionelle *Lieberherrgotts*-Typus – Fragen zur Entstehung und Entwicklung der schweizerdeutschen Benennung des Marienkäfers auf.

Zu erwarten wäre, dass das Wallis sich dieser südwestschweizerdeutschen Dialektlandschaft anschließen würde. Beim Marienkäfer geht es jedoch mit dem Bestimmungswort *Gold-* einen ganz eigenen Weg. Obwohl das Walliserdeutsche für seinen Konservatismus bekannt ist, liegt hier eine offensichtliche Neuerung vor. Die *Muetergottes*-Sprachinsel im unteren Vispertal könnte darauf hinweisen, dass auch das Wallis früher diesen „katholischen" Typus kannte. Vielleicht hatte das Wallis aber einst auch die heute in den südwalserischen Mundarten – die in den heute oberitalienischen, im Mittelalter vom Wallis aus begründeten Bergdörfern gesprochen werden – bezeugten Typen *Herrgotts-* (so in Macugnaga und Formazza) und *Liebgott-* (so in Gressoney und Issime).

Bleibt noch auf das Bestimmungswort *Maria-, Marie-* einzugehen. *Mariechäferli* und ähnlich ist im Schweizerdeutschen offensichtlich jung. Das Idiotikon (III 161) führt es nicht auf, und der SDS nennt nur vereinzelte, weit verstreute Nennungen (typischerweise auch etwa für die Städte Bern und Zürich), auffällig häufig allerdings bei den reformierten Bündner Walsern, neben dort (und fast nur dort!) ebenfalls verbreitetem, im Idiotikon wieder nicht gebuchtem *Glücks-Chäferli*. Haben wir es mit dem Verlust eines alten Walserwortes zu tun? Warum ist es dann allerdings so verbreitet durch ein aus der Schriftsprache stammendes *(Mariechäfer)* bzw. durch eine Neuschöpfung *(Glücks-Chäfer)* und nicht durch die im zentralen Bündnerland verbreiteten Typen *Herrgotts-Chäfer* und *Liebgottchäfer* ersetzt worden?

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf andere deutsche Dialekte sowie Nahsprachen des Deutschen, so erkennt man im altbadischen, württembergischen und kurpfälzischen *Herrgottskäfer,* im ebenfalls württembergischen *Herrevögele,* im hessischen *Sommerkälbchen,* im fränkischen *Junikäfer,* im thüringischen und sächsischen *Mutsche-, Motschekiebchen* „Kuhkühchen", im niederdeutschen *Sünn(en)käwer* „Sonnenkäfer" oder im niederländischen *lieveheersbeestje* „Lieberherrtierlein" teils mit dem Schweizerdeutschen identische, teils diese ergänzende „protestantische" Worttypen. Und da im Judentum weder der Name Gottes genannt werden darf (vgl. außer den protestantisch-deutschen Wörtern auch polnisch *boża krówka* bzw. ukrainisch *boža koriwka,* „Gotteskühlein"), geschweige denn eine Marienverehrung existiert (vgl. die katholisch-deutschen Wörter), kam es im Ostjiddischen mit *mojsche rabéjneß kíele* „unseres Lehrers Mose Kühlein" und *meschíechl* „Messiaslein" sogar zu zwei mit der jüdischen Religion konformen Lehnübertragungen.[7]

4.1.3 Grußformeln

Im Bereich der situativ neutralen Zeitgrüße – die von den Gelegenheitsgrüßen (welche man beim Eintritt ins Haus oder in den Stall sagt oder Mähdern und Heuern zuruft usw.; vgl. ASV I 4–6) sowie von jüngeren, vom Grad der Vertrautheit abhängigen Grußwörtern *(hoi, sali, tschau)* zu differenzieren sind – kennt das Schweizerdeutsche mehrere Typen (SDS V 111–114; vgl. ASV I 1–3). Erstens gibt es den zweiteiligen Typus, wonach sich der Tag hinsichtlich der Grußformeln in zwei Abschnitte gliedert (*guete Tag* 'guten Tag', eigentlich elliptisch für „einen guten Tag gebe dir/euch Gott") bis Mittag oder bis Nachmittag, anschließend *gueten Ābe/Ōbe* 'guten Abend'), dem zweitens ein dreiteiliger Typus gegenübersteht, dessen Grußformeln nach Morgen, mittlerem Tagesabschnitt und Abend unterschieden werden. Dieser dreiteilige ist seinerseits in zwei Systeme gegliedert: Es gibt Regionen, wo im mittleren Tagesabschnitt *grüessdi* 'grüße dich' bzw. *grüessech* 'grüße euch' (eigentlich elliptisch für „Gott grüße dich/euch"; in westschweizerdeutscher Lautung) respektive *grüezi*[8] („[Gott] grüße euch"; in östlicher Lautung) gesagt wird, sowie solche, wo es stattdessen im mittleren Abschnitt *guete Tag* 'guten Tag' heißt.

[7] Daten gemäss den einschlägigen Wörterbüchern.

[8] Das eigentlich pluralische *grüez i* 'grüße euch' tritt hierbei auch an die Stelle des Singulars, weil zu erwartendes **grüez di* ‚grüße dich' nicht so leicht über die Zunge geht (KSDS 53). Dieser Faktor sowie der Umstand, dass die Lautung *grüeze* weitgehend durch *grüesse* ersetzt worden ist und überdies enklitisches *i* für ‚euch' etwa im modernen Zürichdeutsch am Verschwinden ist und durch die Vollform *öi* bzw. jünger *oi* ersetzt wurde (vgl. Landolt 2010: 103), bewirken, dass *grüezi* von seinen Sprechern inzwischen nicht mehr segmentiert werden kann oder aber fälschlicherweise – da es heute zumindest im Raum Zürich praktisch nur noch gegenüber Personen verwendet wird, mit denen man per Sie verkehrt – als ‚(ich) grüße Sie' interpretiert wird.

Die Verteilung dieser Grüße zeigt eine ganz deutliche Parallelität mit den konfessionellen Verhältnissen. Zum einen ist das zweiteilige System klar dominant katholisch: Wallis, Senslerland FR, Solothurn (ohne reformierten Bucheggberg), unteres Baselbiet BL, Nordwestaargau und Südostaargau, Luzern, Schwyz, Zug, teilweise St. Galler Oberland. Allerdings kommt es auch in gewissen reformierten Gegenden vor, nämlich in Basel-Stadt (das weitgehend von katholischen Landschaften umgeben ist) und – zum Teil nur alternativ – im Churer Rheintal, am Hinterrhein und im Safiental. Das dreiteilige System ist sowohl in reformierten als auch in katholischen Regionen bekannt, lässt sich aber dennoch konfessionell konnotieren: In den katholischen Landen, nämlich in Unterwalden, Uri, alternativ auch in Schwyz und Zug, dann im St. Galler Oberland, in Obersaxen GR,[9] Vals GR und in Bosco/Gurin TI, lautet die im mittleren Tagesabschnitt verwendete Grußformel „guten Tag". In den reformierten Landen, d. h. in Bern, Bucheggberg SO, oberem Baselbiet BL, Südwestaargau, Zürich, Glarus, verbreitet in Graubünden, dann aber auch überkonfessionell in der gesamten Nordostschweiz, sagt man „grüße dich/euch".[10]

Man kann das Kartenbild so interpretieren, dass in der reformierten Deutschschweiz ein älteres zweiteiliges System („guten Tag" vs. „guten Abend") durch ein jüngeres dreiteiliges abgelöst worden ist, das zwischen morgendlichem „guten Morgen/guten Tag (gebe Gott)", mittäglichem „(Gott) grüße dich/euch" und abendlichem „guten Abend (gebe Gott)" differenziert (vgl. ASV-Kommentar I 5 ff., bes. 11 f., sowie KSDS 53). Ausgangspunkt für diese Neuerung sind augenscheinlich die beiden reformatorischen Zentren Zürich und Bern, wobei die Expansionskraft Zürichs in Richtung Osten – die zu einer überkonfessionellen Verwendung des „Zürcher Systems" in fast der ganzen Ostschweiz geführt hat – erheblich größer war als diejenige Berns, das nur auf das obere Baselbiet ausgestrahlt hat (der Südwestaargau gehörte bis 1798 zum Berner Staatsgebiet und kann hier deshalb nicht als außerbernisch gelten). Zwischen den Polen Zürich und Bern gelegen, konnte sich aber auch die (ländliche) katholische Innerschweiz von Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug nicht dem Umbau des Grußsystems vom zwei- zum dreiteiligen Typus entziehen. Hier wurde allerdings nicht das „reformierte" „Gott grüße dich/euch" übernommen, sondern neu zwischen morgendlichem „guten Morgen" und mittäglichem „guten Tag" unterschieden. Das ebenfalls katholische und innerschweizerische Luzern befindet sich in einer Zwittersituation, indem es einerseits wie die übrige Innerschweiz zwar „guten Tag" als mittäglichen

[9] Die Obersaxer Daten gemäß ASV; sie fehlen im SDS.

[10] Zahlreiche Einzelheiten zum Grußverhalten, welche die SDS-Daten teilweise konkretisieren oder relativieren, finden sich im ASV-Kommentar I 5 ff.

Gruß eingeführt hat, anderseits aber beim Morgengruß beim schon bisher verwendeten „guten Tag" geblieben und nicht zum „guten Morgen" übergegangen ist. Das mutmaßlich ursprüngliche zweiteilige System mit „guten Tag" bis Mittag und anschließendem „guten Abend" hat sich demnach nur in Randregionen erhalten: Wallis, Freiburg, Nordwestschweiz (ohne oberes Baselbiet) sowie in der bündnerischen Landschaft Hinterrhein/Safien, aber auch im Freiamt AG und im Churer Rheintal GR.

Soweit die diachronische Interpretation der synchronischen Daten, die im 20. Jahrhundert erhoben worden sind. Es bleiben einige Fragen offen. Da es sich bei denjenigen Mundarten, die den zweistufigen Typus kennen, weit überwiegend um solche handelt, die an der Sprachgrenze zur Romania liegen – die ihrerseits mit „guten Tag" bis Mittag im Bündnerromanischen bzw. bis in den Nachmittag hinein in der französischsprachigen Schweiz (vgl. ASV I 3) das zweiteilige System der Grußformeln kennt –, nähme es wunder, wie weit diese Adstratpräsenz sprachhaltend – oder allenfalls sogar innovierend – gewirkt haben könnte. Sodann fragt sich aus neutraler Warte, warum eigentlich ein „einen schönen Tag gebe euch Gott" katholischer, ein „Gott grüße euch" reformierter sein soll. Und es fragt sich, warum ein dreigliedriges Grüßen ein protestantischeres System reflektieren soll als ein zweigliedriges. Die Annahme, die unserer obigen Interpretation zugrunde liegt, nämlich dass das zweistufige Grüßen älter als das dreistufige sei, könnten immerhin die Namen der Mittagsmahlzeit stützen, die mancherorts entweder *z' Morge* 'zu Morgen' oder *z' Ābe* 'zu Abend' heißen und damit vielleicht darauf hindeuten, dass die Begriffe „Morgen" und „Abend" früher verbreiteter auch für den Vor- bzw. den Nachmittag gegolten haben.[11]

4.2 Grammatik

Es ist ein fast unmögliches Unterfangen, die areale Distribution von Phänomenen der schweizerdeutschen Grammatik mit rein konfessionellen Einflüssen erklären zu wollen, sind doch zahlreiche Isoglossen hinlänglich bekannt, die völlig unabhängig von den konfessionellen und den kantonalen Grenzen Ost-West- oder Nord-Süd-Staffeln bilden (Hotzenköcherle 1984, 1986, KSDS, Yves Scherrer [im Druck]). Dennoch verhält sich zumindest ein Phänomen, die präpositionale Dativmarkierung, auffällig zu unserer Thematik, so dass es in diesem Artikel diskutiert werden muss.

[11] Vgl. Id. I 35 (*Ābend* Bed. 2), Id. IV 403 *(Morgen)*, SDS V 157 (das Mittagessen), ASV I 10 (Mittagsmahlzeit) und ASV-Kommentar I 43 ff.

4.2.1 Präpositionale Dativmarkierung

Ein Satzglied im Dativ kann im schweizerdeutschen Dialekt, insbesondere bei Fokussierung, mit einer Präposition *a* 'an' oder *i* 'in' versehen werden. Auch im Elsass und in Süddeutschland kommt diese präpositionale Dativmarkierung (PDM) im alemannischen Dialekt vor, zudem in gewissen bairischen Dialekten (vgl. Seiler 2003). Interessant an der räumlichen Verbreitung der PDM in der Deutschschweiz ist, dass ein äußerst komplexes Raumbild vorliegt. Es gibt einerseits ein zusammenhängendes Gebiet, in dem PDM zu hohen Anteilen vorkommt, andererseits gibt es Übergangsgebiete und verstreute Kleinstgebiete, in denen PDM genannt wird, und schließlich größere Gebiete, wo PDM weitgehend oder gänzlich fehlt (Seiler 2003, 55 ff). Obwohl Seiler (2003, 237) den Gedanken in den Raum stellt, dass die Verbreitung von PDM mit extralinguistischen Faktoren zu tun haben könnte, indem er Bohnenberger (1953, 190) zitiert, welcher die vorderösterreichischen Herrschaftsgrenzen und die Konfession als dialektgliedernde Faktoren für das Alemannische Südwestdeutschlands benennt, legt Seiler sich nicht auf eine konfessionsgebundene Entstehungshypothese fest.[12]

In diesem Kapitel wird diskutiert, ob die heutige areale Verbreitung der PDM in der Deutschschweiz mit den Konfessionsarealen in Zusammenhang stehen könnte. Dazu werden die Antworten auf die Frage I.20 aus dem Projekt *Dialektsyntax des Schweizerdeutschen*[13] einer Detailanalyse unterzogen.[14] Es ist der Satz ‚Aber, ich habe das Buch doch dir geschenkt!' (mit betontem *dir*) im Dialekt sowohl ohne PDM als auch mit *a* und mit *i* zur Beurteilung vorgegeben worden.[15] Die Gewährspersonen mussten ankreuzen, welche Variante(n) in ihrem Dialekt möglich ist/sind; zusätzlich sollten sie angeben, welche davon ihre präferierte Variante

[12] Seiler (2003) erwägt umfassend sowohl monogenetische als auch polygenetische Hypothesen zur Entstehung von PDM. Einflüsse von politischen Herrschaftsgebieten und kulturellen Beziehungen oder von Adstraten wie dem Rätoromanischen werden zwar als Faktoren bei der Entstehungshypothese durchgespielt, stehen aber neben den zahlreichen systemrelevanten linguistischen Faktoren deutlich weniger im Rampenlicht. Er lässt offen, ob heutiges Fehlen oder das heute nur marginale Auftreten von PDM einen Abbauprozess oder einen Ausbreitungsprozess, der sich nicht durchsetzen konnte, darstellt. In diesem Artikel wird der Einfachheit halber eine einzige Position vertreten, nämlich dass PDM in der Deutschschweiz früher weiter verbreitet war als heute, mit anderen Worten heute auf dem Rückzug ist – ungeachtet dessen, wie sie vormals entstanden sein mag.

[13] Von 2000-2007 wurden 3185 ortsfeste Gewährspersonen aus 383 Orten der Deutschschweiz zur Syntax ihres eigenen Dialekts mittels eines schriftlichen Questionnaires befragt, der insgesamt 118 Fragen enthielt und in vier Teilen zugeschickt wurde (vgl. Bucheli Berger/Glaser 2002, 2012).

[14] Seiler (2003) basiert auf Teilergebnissen der Befragung des Dialektsyntaxprojekts, während den Autoren dieses Artikels der vollständige Datensatz, Stand Abschluss der Erhebungen 2007, zur Auswertung vorliegt.

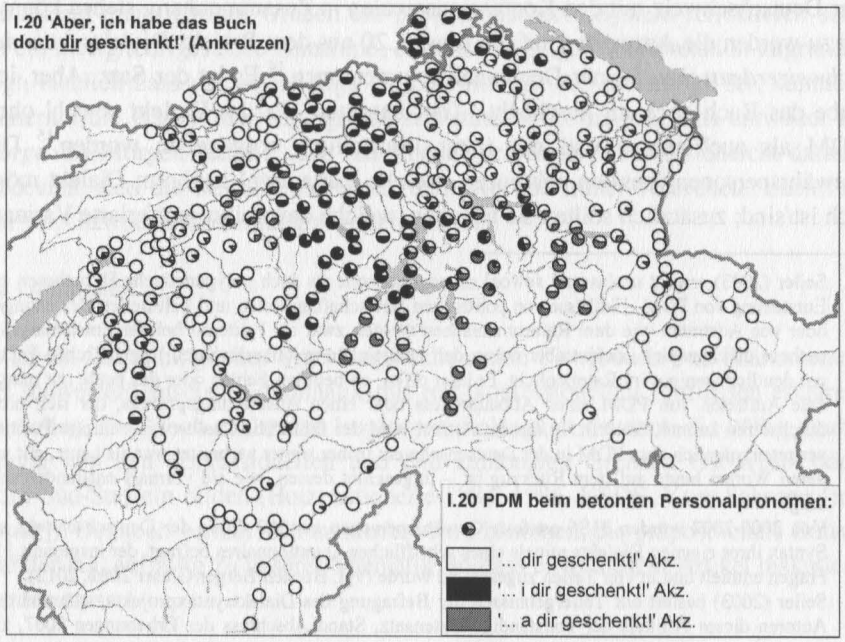
[15] Laut Seiler (2003) hat PDM beim Personalpronomen die jeweils geringste Verbreitung; mit Fokussierung steigt die Wahrscheinlichkeit, dass PDM zum Einsatz kommt, wenn es am Ort existiert. Wir haben diese Belegstelle gewählt, weil damit die aktuellen Schwundzonen am besten aufgedeckt werden können.

ist. Dabei machten 3180 ortsfeste Dialektsprechende aus 383 Orten der Deutschschweiz die in Tabelle Z verzeichneten Angaben über ihren eigenen Dialekt:

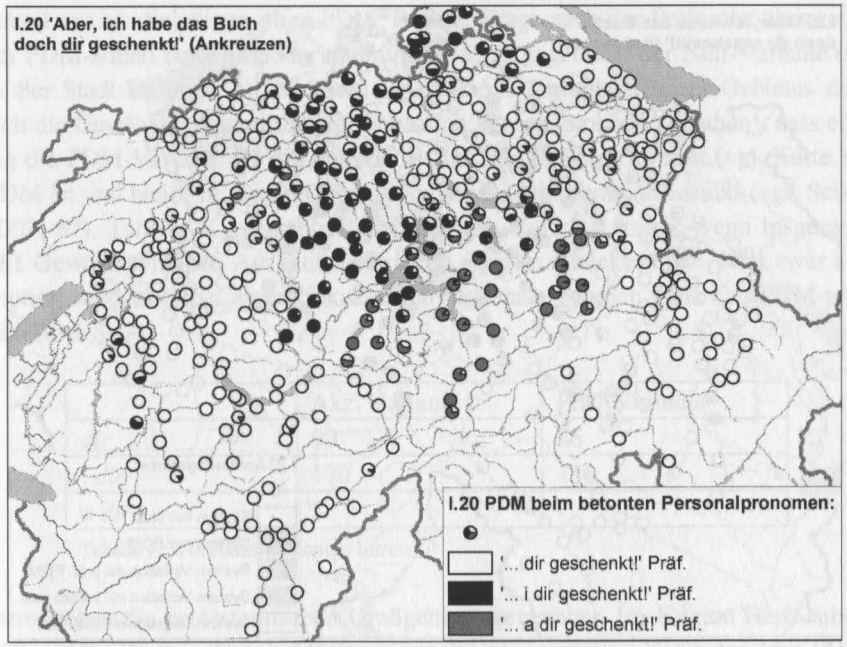
	akzeptiert		präferiert	
	Tokens	Gewährspersonen	Tokens	Gewährspersonen
dir	2755	2755	2391	2391
i/a dir	1084	1030 (54x a und i)	800	799 (1x *a* und *i* Alpthal SZ)

Tabelle Z = Vorkommen (vgl. Karte 1 und 2)

Aus dem Verhältnis der akzeptierten Varianten zueinander wird klar, dass das präpositionslose Personalpronomen im Dativ fast drei Mal so häufig wie die Variante mit Präposition akzeptiert wird, bei der präferierten Variante sind die Verhältnisse ähnlich. Die Karten 1 und 2 stellen die Anteile der akzeptierten bzw. präferierten Varianten in Kuchendiagrammen pro Ort dar. Die Verteilung der Varianten im Raum zeigt, dass die präpositionslose Dativpronominalform (fortan Null) als akzeptierte Variante überall außer in Muotathal SZ vorkommt.



Karte 1: Präpositionale Dativmarkierung beim unbetonten Personalpronomen

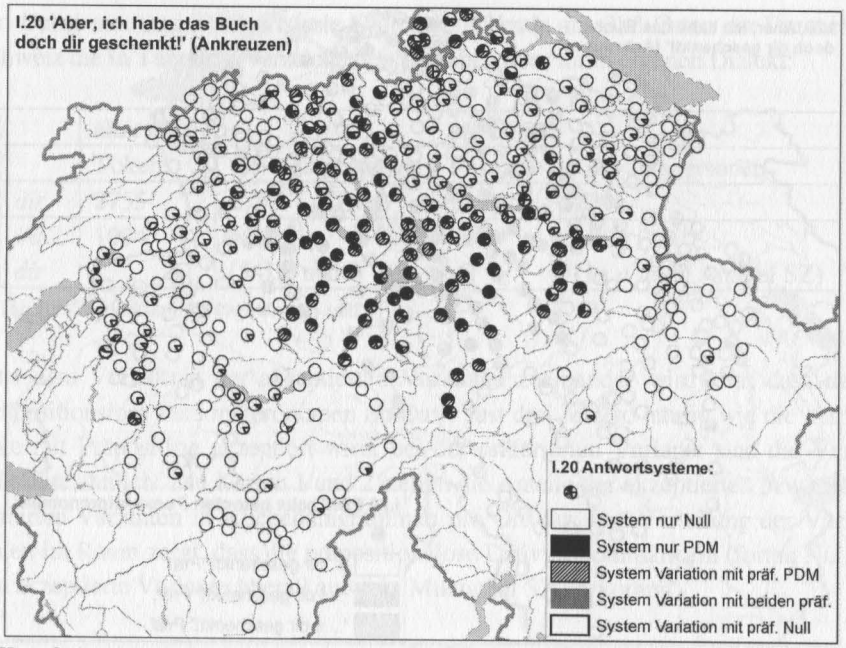


Karte 2: Präpositionale Dativmarkierung beim betonten Personalpronomen

Durch die synchrone Hierarchisierung der Verankerung der Varianten im Dialekt in ‚akzeptiert' und ‚präferiert' entstehen gewisse Antwortsysteme, deren Anzahl und Verbreitung Aufschluss über die diachrone Dynamik von PDM geben. Die nachfolgende Tabelle Y stellt in den Spalten eins und zwei die vorkommenden Kombinationen von akzeptierter und präferierter Variante dar (jede Zeile ist ein System). In der dritten Spalte folgt die Anzahl Gewährspersonen, von denen die jeweiligen Antwortmuster stammen. Karte 3 veranschaulicht die Verteilung der Antwortsysteme im Raum.

Akz. Variante	Präf. Variante	Anzahl Gewährspersonen	Anzahl Orte
nur Null	nur Null	2149	342
nur PDM	nur PDM	425	140
Null und PDM	nur Null	231	151
Null und PDM	nur PDM	364	138
Null und PDM	Null und PDM	10	10
Total		3180	383

Tabelle Y = Antwortsysteme der Gewährspersonen (vgl. Karte 3)



Karte 3: Antwortsysteme

Für 2575 Informanten war es eindeutig klar, dass sie nur eine Variante akzeptieren können und diese – logischerweise – zur präferierten Variante erklären. Für 2150 Personen war dies die präpositionslose Form (Null), für 425 die Form mit präpositionaler Dativmarkierung (PDM). 605 Informanten zeigen Variation: sie akzeptieren beide Möglichkeiten, d. h. sowohl eine PDM als auch Null (ohne PDM). Von diesen 605 Informanten erklärten 11 Personen sogar beide Varianten gleichwertig zur präferierten Variante, was in der Versuchsanordnung eigentlich gar nicht vorgesehen war.[16] Die Mehrheit der variierenden Personen, genau 363 Personen, entschied sich, die PDM-Variante zur präferierten zu erklären, die Minderheit, 231 Personen, die Null-Variante.

Auf den ersten Blick erkennt man auf den Karten 1 und 2, dass PDM beim fokussierten Personalpronomen am häufigsten in der katholischen Zentralschweiz, d. h. in den Kantonen Uri, Ob- und Nidwalden, Schwyz, Luzern, Zug, sowie im gemischt-konfessionellen Glarus vorkommt. Wenn nach der Akzeptanz von PDM gefragt wird (Karte 1), machen die Antworten mit PDM einen nur leicht höheren

[16] Dies bezeugt die vollständige Optionalität von PDM in der Grammatik dieser Personen. Seiler (2003) berichtet wiederholt von Hinweisen auf derartige Optionalität, die – unabhängig von allen anderen Faktoren – als Variation einfach existiert.

Anteil aus als diejenigen ohne PDM. Bei der Frage nach der Präferenz überwiegt der PDM-Anteil eindeutig oder nimmt noch 50 % gegenüber der Null-Variante ein (außer Stadt Luzern). An zahllosen Orten dieses Zentralschweizer Gebietes sind sich die Gewährspersonen „einig" (ohne sich je abgesprochen zu haben), dass einzig die PDM-Variante als die präferierte Variante in Frage kommt (vgl. Karte 3). PDM ist und bleibt in diesen Gebieten in der Dialektgrammatik stabil (vgl. Seiler 2003, 87). Tabelle X veranschaulicht, dass im Kanton Luzern, wenn insgesamt 181 Gewährspersonen Auskunft über ihren eigenen Dialekt geben, Null zwar akzeptiert wird, aber bei einem fokussierten Personalpronomen ganz klar PDM präferiert wird:

	Akz. Variante	Präf. Variante
dir	90	26
i dir	170	156
a dir	3	-

Tabelle X: Vorkommen Kanton Luzern

Dem stehen die protestantischen Großgebiete gegenüber. Im Kanton Bern haben 650 und im Kanton Zürich 346 Personen die vorgegebenen Varianten (mit PDM mit *i* und *a* und ohne PDM) beurteilt. Die Zahlen der dort vorkommenden Varianten (vgl. Tabelle W) bezeugen völlig andere Verhältnisse als im katholischen Zentralgebiet.

	Kanton Bern		Kanton Zürich	
	Akz. Variante	Präf. Variante	Akz. Variante	Präf. Variante
dir	639	627	340	330
i dir	8	4	14	8
a dir	50	19	32	8

Tabelle W: Vorkommen Kantone Bern und Zürich

Auf den Karten 1 und 2 ist gut erkennbar, dass diese Gebiete beim fokussierten Personalpronomen die eindeutige Tendenz zum Schwund von PDM, d. h. zum Verlust nicht nur bei Einzelpersonen, sondern auf dem ganzen Territorium des jeweiligen Kantons haben. Zwar werden noch einige Nennungen von PDM (vgl. Tabelle W) gemacht, wenn man die Gewährspersonen fragt, ob diese Variante in ihrem Dialekt akzeptiert werden kann (vgl. Karte 1). Fragt man sie jedoch, ob dies die in ihrem Dialekt präferierte Variante sei, wird PDM äußerst selten gewählt (vgl. Karte 2), und wenn, dann an Orten, die in Randzonen dieser Kantone liegen (Berner Oberland, Berner Seeland, Berner Oberaargau, Zürcher Oberland). Auf

Karte 3 wird augenfällig, dass die PDM-Antworten in den gerade erwähnten Randgebieten oft einem Antwortmuster entsprechen, das die PDM neben Null noch akzeptiert, aber nicht mehr präferiert.[17]

Damit haben wir für diese protestantischen Gebiete als Wandelfaktoren *sowohl* die Konfession *als auch* das Streben nach einer Kantonsmundart isoliert, während wir eindeutig erkennen, dass die katholischen Zentralgebiete gegen außen, d. h. mit ihren jeweiligen konfessionell-kantonaladminstrativen Außengrenzen, das Vordringen des PDM-Abbaus stoppen bzw. stauen. Ihr geschlossenes Zusammengehen – trotz der kleinräumigen Kantonsgrenzen untereinander – erklärt sich klar daraus, dass die gemeinsame katholische Konfession neben der geographischen Lage eine mentale Verbindung stiftet.

Wie kann aber nun bei den protestantischen Gebieten besser dargelegt werden, dass es sich um einen primär konfessionellen Einfluss bzw. erst sekundär um den Kantonseinfluss handeln könnte? Dazu werden wir gleich die konfessionell gemischten Kleingebiete näher betrachten. Zuvor aber soll noch kurz auf der Makroebene die Beschreibung der Abbautendenz von PDM vervollständigt werden. Neben dem oben beschriebenen Abbau von PDM in den reformierten Kantonen Bern und Zürich sind nämlich zwei weitere, wohl von der Konfession unabhängige Abbauströmungen auszumachen: Erstens stellt sich der ganze Basler Jura einheitlich ohne PDM dar (vgl. Karten 1 und 2), was auf eine von Norden kommende Abbauströmung hinweist. Zweitens ist im Osten (außer im rechtsrheinischen Kanton Schaffhausen) und im Südosten wohl über den Bodensee hinweg wirkend ebenfalls eine starke Abbautendenz von PDM am Werke (vgl. die Hypothesen von Seiler (2003, 237 ff.) betreffend Rheintal, Vorarlberg und Graubünden). Inmitten dieser vier Abbauströmungen (Basler Jura, Osten, Kanton Zürich, Kanton Bern) befinden sich nun die konfessionell gemischten Mikrogebiete, die uns theoretisch Aufschluss dazu geben könnten, ob es unterschiedliche konfessionelle Einflüsse gegeben hatte oder ob einzig die Kantonsgrenze relevant ist.

Für den Kanton Solothurn, der nördlich an den protestantischen Kanton Bern grenzt, stellt man folgendes fest: Der reformierte Bucheggberg (unterstützt durch die Stadt Solothurn, den Kantonshauptort) macht beim totalen Schwund der PDM

[17] Seiler (2003, 80) vermerkt, dass er den ‚subjektiven Eindruck' hat, dass bei jüngeren Dialektsprechenden im Kanton Zürich PDM im Trend liege. Dies könnte bedeuten, dass der von uns konstatierte niedrige PDM-Anteil bei ortsfesten Dialektsprechenden das Stadium *vor* dem Revival durch moderne (mobilere) und jüngere Sprechende bezeugt. Auch ist zu beachten, dass die ortsfesten Informanten eventuell beim Ausfüllen des Fragebogens im Gegensatz zum spontanen Gespräch ihre (negative) Einstellung der PDM gegenüber in ihre Antworten haben einfließen lassen.

mit, während der östliche und der zentrale, katholische Teil minderheitlich noch die PDM mit *i* bewahrt – wiederum bei der Frage nach der Akzeptanz zu höheren Anteilen als bei der Frage nach der Präferenz (vgl. Karten 1, 2 und 3). Dieser Befund deutet darauf hin, dass im Kanton Solothurn ehemals eine konfessionelle Grenze aktiv gewesen sein könnte, die heute aber durch die allgemeine, von Norden und von Süden her kommende Tendenz, im Kanton Solothurn den PDM überhaupt abzubauen, abgelöst wird.

Der Kanton Aargau liegt in der Mitte zwischen den PDM-Abbaugebieten Bern, Jura und Zürich und steht im Kontakt mit dem PDM-Kerngebiet Luzern. Bei der Frage nach der Akzeptanz (Karte 1) wird PDM noch an den meisten Orten mit einem Gesamtanteil um 50 % genannt, was deutlich weniger häufig ist als im südlich angrenzenden PDM-Kanton Luzern. Beim Vergleich von Karte 1 und Karte 2 wird ersichtlich, dass die Anteile von PDM im östlichen Kanton Aargau entlang der Reuss von der Akzeptanz zur Präferenz gleich bleiben oder nur leicht ändern, während im mittleren und westlichen Teil des Aargaus die PDM von Ort zu Ort zu unterschiedlichen Anteilen präferiert werden. An den vier von Norden nach Süden aneinandergereihten Orten Brugg, Lupfig, Lenzburg und Boniswil wird PDM zu sehr niedrigen Anteilen präferiert, ebenfalls an den westlicher gelegenen Orten (von Norden nach Süden) Elfingen, Stadt Aarau und Kirchleerau, ansonsten zu höheren Anteilen. Im ganzen Aargau verzeichnet man die unterschiedlichsten Varianten und Antwortsysteme zu unterschiedlichsten Anteilen (vgl. Karte 3). Dies lässt keine konfessionell oder historisch-administrativ gesteuerten Gegensätze vom reformierten Berner Aargau zum katholischen Fricktal und südostaargauischen Freiamt erkennen.

Zusammenfassend kann man festhalten: Durch den Rückzug der PDM aus den schweizerdeutschsprachigen Gebieten im Jura, in der Ost- und Südostschweiz und v. a. den protestantischen Kantonen Bern und Zürich haben sich die Außengrenzen der katholischen Gebiete in der Mitte der Deutschschweiz, auch Zentral- oder Urschweiz genannt, zu konfessionell-administrativen Schranken entwickelt, die das Vordringen des PDM-Abbaus verhindern. Wir haben anhand aktueller Daten empirisch gezeigt, dass PDM in diesen Gebieten noch fest verankert bleibt, während in den protestantischen Gebieten der Kantone Bern und Zürich in den Randlagen PDM als Relikte interpretiert werden, die die noch nicht vollständige, aber das ganze Kantonsgebiet zu einer Null-Strategie einende PDM-Abbautendenz bezeugen – oder zumindest, dass die Mentalität der Informanten der PDM gegenüber eher negativ ist. Dass im Kanton Solothurn die protestantischen Gebiete am schnellen kompletten Abbau mitmachen, während die katholischen Gebiete die PDM teilweise bewahren, unterstreicht, dass ehemals tatsächlich eine konfessio-

nell bedingte Schwundbewegung vorlag, die heute durch den allgemeinen PDM-Schwund überlagert wird. Im Kanton Aargau liegt kein eindeutiger Befund vor, der für ein konfessionell unterschiedliches Verhalten der unterschiedlichen Teilgebiete sprechen würde, sondern lediglich eine generelle Variationstendenz (mehr PDM als in den Kantonen Bern oder Zürich, aber weniger als im Kanton Luzern; mit unterschiedlichsten Antwortsystemen).

5. Ergebnisse

Neben dem konfessionell definierten religiösen Sach- und Fachwortschatz kennt das Schweizerdeutsche kaum Konfessionalismen – was eigentlich erstaunt, wenn man die lange andauernde konfessionell-territoriale Trennung der Bevölkerung der Deutschschweiz bedenkt. Immerhin konnten in diesem Aufsatz einige wenige, dafür umso prägnantere Beispiele von konfessionsgesteuerter arealer Verteilung linguistischer Phänomene aus Lexikon und Morphosyntax aufgezeigt werden.

Die Beschreibung von Konfessionalismen ist einfach, deren Begründung hingegen nicht immer. Leicht erklärbar sind Unterschiede in der Sprachverwendung, wenn die Mutter Gottes im Spiel ist: Die Reformierten kennen keine kultische Verehrung Marias, und dies wirkt sich unmittelbar auf die Benennung des Siebenpunkts aus. Die unterschiedliche Bezeichnung des die Gaben bringenden engelhaften Kindes gründet lediglich in konfessionellen Abwehrreflexen gegen die andersgläubigen Nachbarn, denn „Christ" ist nicht katholischer als „Weihnachten". Kaum ein konfessionelles Motiv lässt sich für die areale Differenzierung der Grußformeln ausfindig machen – man wird mit außerreligiösen Motiven und Einflüssen rechnen müssen, die sich in den konfessionell unterschiedlichen Gebieten je unterschiedlich manifestiert haben. Und ob einem Dativ eine Präposition vorangesetzt wird, entzieht sich dem religiösen Bekenntnis ohnehin: Hier wirkt wohl eine konfessionell-mentale Einstellung bis ins 20. Jahrhundert nach, die – im Verbund mit Abbauströmungen aus verschiedenen Quellen – den Rückzug der Präposition vor dem Dativsatzglied steuerte.

Über das Aufkommen und Sich-Verbreiten solcher konfessionell definierter sprachlicher Unterschiede wissen wir wenig. Insektennamen sind in der mittelalterlichen Literatur kaum anzutreffen und wir können nur auf der Grundlage von Sprachvergleich und Benennungsmotivation folgern, dass der weit verbreitete Marien-Typus „Muttergotteskäfer" älter ist als der in europäischer Perspektive lediglich lokal vorkommende „Himmelskäfer". Auch Grüße sind nicht Bestandteil alter Rechtsquellen und Chroniken, weshalb wir nur indirekt begründete Theorien betreffend eine diachronische Schichtung der heutigen Grußformeln aufstellen können, etwa anhand resthaft erhaltener älterer Bezeichnungen für das Mittagessen. Konfessionalismen können allerdings auch (mehr oder weniger) nachweislich jung sein: Der weihnachtliche Bescherungstermin und damit das engelhafte Kind, das den Kindern die Geschenke bringt, bürgerte sich in der Deutschschweiz erst im 19. Jahrhundert ein (und fehlt in der französischen Schweiz zum Teil bis heute). Und dass die präpositionale Dativmarkierung in den rezenten Dialekten konfessionell konnotiert zu sein scheint, ist erst das Resultat eines seit längerem anhaltenden Sprachwandels.

Literatur

Bigler (1979) = Bigler, Niklaus: Mundartwandel im mittleren Aargau. Eine Untersuchung zu den heutigen Sprachverhältnissen im Spannungsfeld zwischen Ost- und Westschweizerdeutsch (Europäische Hochschulschriften I 264). Bern u. a.

Bucheli Berger/Glaser (2002) = Bucheli Berger, Claudia/Glaser, Elvira: The Syntactic Atlas of Swiss German Dialects: empirical and methodological problems. In: Barbiers, Sjef/Cornips, Leonie/van der Kleij, Susanne (eds.): Syntactic Microvariation. [http://www.meertens.knaw.nl/books/synmic/, letzter Aufruf am 27.8.2013]

Bucheli Berger/Glaser/Seiler (2012) = Bucheli Berger, Claudia/Glaser, Elvira/Seiler, Guido: Is a syntactic dialectology possible? In: Ender, Andrea/Leemann, Adrian/Wälchli, Bernhard (eds.): Methods in Contemporary Linguistics (Trends in Linguistics, Studies and Monographs 247). Berlin, 93-120.

Gluth et al. (1982) = Gluth, Klaus/Lompa, Marion/Smolka, Hans-Henning: Verfahren dialektologischer Karteninterpretation und ihre Reichweite. In: Besch, Werner/Knoop, Ulrich/Putschke, Wolfgang/Wiegand, Herbert Ernst (Hrsg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung (HSK 1). Berlin, New York, 501-527.

Haas (2012) = Haas, Walter: Das Deutsche und die Konfessionen in der Eidgenossenschaft um 1700. In: Macha, Jürgen/Balbach, Anna-Maria/Horstkamp, Sarah (Hrsg.): Konfession und Sprache in der Frühen Neuzeit. Interdisziplinäre Perspektiven (Studien und Texte zum Mittelalter und zur frühen Neuzeit. Band 18). Münster, 45-64.

Hotzenköcherle (1984) = Hotzenköcherle, Rudolf: Die Sprachlandschaften der deutschen Schweiz. Hrsg. von Niklaus Bigler/Robert Schläpfer (Reihe Sprachlandschaft 1). Aarau u. a.

Hotzenköcherle (1986) = Hotzenköcherle, Rudolf: Dialektstrukturen im Wandel. Hrsg. von Robert Schläpfer/Rudolf Trüb (Reihe Sprachlandschaft 2). Aarau u. a.

Landolt (2010) = Landolt, Christoph: Dialektale Morphologie und Morphonologie im Wandel – Beispiel Zürichdeutsch. In: Christen, Helen/Montefiori, Nadia/Germann, Sibylle/Haas, Walter/Ruef, Hans (Hrsg.): Alemannische Dialektologie: Wege in die Zukunft. Beiträge zur 16. Arbeitstagung für alemannische Dialektologie in Freiburg/Fribourg vom 07.-10.09.2008 (Beihefte zur Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 141). Stuttgart, 97-113.

Scherrer (im Druck) = Scherrer, Yves: Computerlinguistische Experimente für die schweizerdeutsche Dialektlandschaft. Maschinelle Übersetzung und Dialektometrie. In: Huck, Dominique (Hrsg.): Dialekte im Kontakt. Beiträge zur 17. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie in Strassburg vom 26.-28. Oktober 2011.

Seiler (2003) = Seiler, Guido: Präpositionale Dativmarkierung im Oberdeutschen. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte 124). Stuttgart.

Atlanten und Wörterbücher

ASV: Atlas der schweizerischen Volkskunde. Teile I–II. Erlenbach-Zürich, Stuttgart 1950-1988. Dazu Kommentarbände.

KSDS: Kleiner Sprachatlas der Deutschen Schweiz. Hrsg. von Helen Christen, Matthias Friedli, Elvira Glaser, Frauenfeld 2010.

SDS: Sprachatlas der Deutschen Schweiz. Bde. I-VIII. Bern, Basel 1962–1997.

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Bde. I ff. Frauenfeld 1881 ff.

Susanne Oberholzer

Dialektbibelübersetzungen in der Deutschschweiz: von ihrer Bedeutung und Nutzung

1. Einleitung

Dass in der Deutschschweiz der Dialekt als gesprochene Varietät eine nicht zu vernachlässigende Rolle bei der Gestaltung von Gottesdiensten – insbesondere der reformierten Kirche – spielt, ist spätestens seit Schwarzenbachs Studie zur „Stellung der Mundart in der deutschsprachigen Schweiz" (Schwarzenbach 1969), mit einer Teilstudie zum Dialektgebrauch in der Kirche (Schwarzenbach 1969, 185-239), und Rüeggers Untersuchung zu „Mundart und Standarddeutsch im reformierten Gottesdienst" (Rüegger et al. 1996) mit Daten aus dem Kanton Zürich bekannt. Schwarzenbach zeigt auf, dass der Dialekt in verschiedenen Teilen des Gottesdienstes und auch bei fast allen außergottesdienstlichen Anlässen eingesetzt wird. Rüegger fokussiert bei seiner Studie auf die Predigt im reformierten Gottesdienst.[1]

1.1 Deutschschweizer Diglossie

Die Verwendung von Dialekt in Gottesdiensten ist angesichts der diglossischen Sprachsituation der Deutschschweiz erwartbar, ist doch der Dialekt – das *Schweizerdeutsche*[2] – sowohl die private als auch die alltägliche Umgangssprache der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer sämtlicher Schichten.[3] So wird diese Sprachverwendungssituation auch häufig als *mediale Diglossie* bezeichnet, die sich mit Sieber (2010, 374) kurz und knapp wie folgt beschreiben lässt: „In der Deutschschweiz *schreibt man – prinzipiell – Standardsprache, und man spricht – ebenso prinzipiell – die Mundarten*."

[1] Er legte dabei den Fokus insbesondere auf den Vergleich der Leistungsfähigkeit der *beiden* Varietäten Dialekt und Standarddeutsch für die Predigt im reformierten Gottesdienst und stellte zu diesem Zweck ein Korpus zusammen, das zu gleichen Teilen aus Gottesdiensten bestand, in denen in Standarddeutsch gepredigt wurde, und solchen, in denen die Predigt in Dialekt gehalten wurde.

[2] Der Terminus *Schweizerdeutsch* bezeichnet nicht einen einzigen Dialekt, sondern umfasst die Vielzahl der kleinräumigen Dialekte der Deutschschweiz, die mit wenigen Ausnahmen dem Hoch- und dem Höchstalemannischen zugeordnet werden können.

[3] Die Wahl der Sprachform – Dialekt oder (Schweizer) Standarddeutsch – ist unabhängig von Herkunft (Stadt/Land), Alter und Geschlecht der Sprecher; zudem lässt sich „grundsätzlich […] über jeden Gegenstand in beiden Sprachformen sprechen" (Sieber 2010, 375).